



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

📄: Politische Briefe : 11. Vom wahren und vom falschen Socialismus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erwarteten Wendung des Gefechts in das Schlachtgetümmel hineingezogen worden ist, so daß ihm die Kugeln um die Ohren pfliffen und er sich in einer Bodensenkung verbergen mußte, um seinem künstlerischen Eifer nicht zum Opfer zu fallen. Mit besondrer Sorgfalt ist das anmuthige Landschaftsbild, in welchem die Schlacht tobt, ausgeführt, und mit besondrer Feinheit die Luftperspective behandelt. Für Württemberg knüpft sich an das Gemälde noch ein Specialinteresse, da die meisten der höhern Offiziere Porträts sind. Eine andre Episode aus der Schlacht bei Wörth hat der Kasseler Akademiedirector L. Kolitz in seinem bekannten Farbenrealismus geschildert: General von Bose hält mit seiner militärischen Umgebung an der Seite eines von Granaten beschossenen Hauses.

Einen feierlichen Moment, der mit der jüngsten glorreichen Vergangenheit unfres Volkes zusammenhängt, hat A. v. Werner, der Director der Berliner Kunstakademie, zum Gegenstande eines Bildes gemacht, dem der Erfolg schon durch die Wahl des Stoffes gesichert ist. Am 19. Juli 1870, dem Tage, an welchem König Wilhelm den Orden des eisernen Kreuzes erneuerte, begab er sich nach Charlottenburg, um in dem Mausoleum, welches die sterblichen Reste seiner Eltern und ihre von Rauch geschaffenen Marmorbilder umschließt, in stillem Gebete Trost und Kraft zu gewinnen. Ernst sinnend, im Geiste vergangnes und zukünftiges erwägend, steht der greise Monarch an dem Marmorfartophage, auf welchem das Abbild seiner verewigten Mutter in unvergleichlicher Schönheit ruht. Das violette Licht, welches von oben hereinfällt, erfüllt den geweihten Raum mit magischem Glanze. In kleinem Maßstabe gehalten entwickelt das Bild viel größere Vorzüge als die Schöpfungen des Künstlers für monumentale Zwecke, denen stets die innere Größe fehlt. Mit Schlichtheit und Wahrheit der Auffassung paart sich die Einfachheit und der würdevolle Ernst des Colorits, welcher das Ganze völlig durchdringt, obwohl die violette Beleuchtung die Gefahr nahe legt, in theatralische Effecte zu gerathen.



Politische Briefe.

II. Vom wahren und vom falschen Socialismus.



enn die Nachwelt dereinst die historische Gestalt des ersten Reichskanzlers betrachten wird, so wird sie unter den vielen eigenthümlichen Zügen dieses Charakters vielleicht für den merkwürdigsten halten, daß bei einer solchen Kette vollendeter Erfolge sich bei jedem neuen Anfange der Ruf wiederholt hat, der Kanzler sei auf dem Wege, die größte Thorheit zu begehen, alle Dinge zu verwirren und sein Volk ins Un-

glück zu stürzen. Als er gesagt hatte, die Einheit Deutschlands könne nur durch Blut und Eisen hergestellt werden, hielt man dieses Wort für den Ausspruch eines Irren. Ein Weiser jener Tage setzte diesem Ausspruch die Wahrheit der normalen Vernunft entgegen: die Einheit werde durch Kohle und Eisen gemacht werden. Dies Wort ist ungemein charakteristisch und muß dem ewigen Gedächtniß übergeben werden. Es spiegelt sich darin ungemein klar das Verhältniß der Durchschnittsintelligenz zur Intelligenz des Fürsten Bismarck, ein Verhältniß, das bis auf den heutigen Tag sich nicht um die kleinste Decimalstelle geändert hat. Aus dem Abstand dieser beiden Intelligenzen erklärt sich jene seltsame Erscheinung, daß der Durchschnittsverband unsrer Tage den Fürsten Bismarck unermüdlich für einen Narren erklärt. Das Seltsame erreicht den höchsten Grad des Komischen, wenn man beachtet, wie der Durchschnittsverband das Gestern desselben Mannes beurtheilt, den er eben wieder auf dem Wege zur gefährlichsten Thorheit erblicken will. Was der Mann gestern und die vorhergehenden Tage gethan hat, eine Reihe von großen und schönen Dingen — die hat der Durchschnittsverband gethan. Für diese Beurtheilung der Erfolge, wenn sie fertig sind, ist ebenso typisch, wie der Ausspruch von Kohle und Eisen für die erst angefangnen Werke, jener Toast des Herrn Mommsen: Fürst Bismarck habe für die deutsche Einheit nichts weiter gethan als etwa der Schreiner, der in den fertigen Schrank den letzten Pflock schlägt oder allenfalls die Thüre einhebt.

Das Schauspiel, das wir schon oft erlebt, erleben wir heute mit der Socialreform des Kanzlers. Alle Welt ist einig über die thörichte Ungeheuerlichkeit und über die ungeheure Thorheit dieser Pläne. Daß die „Vossische Zeitung“ den Weckruf zur Einigkeit aller Liberalen erschallen läßt, um den Folgen des „entsetzlichen Rückgangs oder vielmehr der Vernichtung aller Staatskunst im deutschen Reiche“ vorzubeugen, wird niemanden wundern. Aber auch der „Hamburgische Correspondent“, ein ernsthaftes und, was mehr sagen will, ein der Socialreform ernsthaft zugekehrtes Blatt, stößt einen so grimmigen Weckruf aus, daß ihn die „Vossische Zeitung“ mit ihren Chorbrüdern nicht erreichen kann. Im Hamburger Blatt heißt es: „Die große Zahl unbefangener Zuschauer könne sich der Befürchtung nicht entziehen, es sei auch dieses mal — nämlich wie 1864, wie 1866 u. s. w. — nicht auf die officiell proclamirten Ziele, sondern auf gouvornementale Machtinteressen und wechselnde Opportunitätszwecke abgesehen.“

Nun, die Zeit wird kommen, wo der wilde Chor von heute selbstgefällig schmunzelnd singen wird: „Die Socialreform der achtziger Jahre, die haben wir gemacht. Wir haben immer die tollen Utopien der Socialdemokratie bekämpft; wir haben immer gewußt, daß es gleichwohl einen Weg zu diesem Problem gebe, wir haben ihn auch angedeutet, da und da. Der Unterschied ist ungefähr wie zwischen Kohle und Eisen oder Blut und Eisen, es ist ungefähr dasselbe; unser sei der Ruhm, der uns gebührt!“

Die Binsenweisheit, welche heute den Zielen des Kanzlers entgegengesetzt wird: daß man nicht das Brot für viele aus der Tasche weniger nehmen könne; daß es gleichwohl nur diese Taschen zum Suchen gebe, denn aus nichts werde nichts; daß die Zahl der Altersversorgung heischenden nicht zu begrenzen und der Pensionsfonds nicht zu füllen sei; daß man den sich versichern sollenden Arbeiter nicht nöthigen könne, das Deficit der Zukunft aus dem Deficit der Gegenwart zu decken; daß wesentlicher als die Versicherung gegen Altersbedürftigkeit die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sei, daß man diese nur aber beseitigen könne durch die Uebernahme der ganzen Arbeitsleistung auf den Staat und daß dies zur Vertheilung der Consumtion durch den Staat führe, daß dies die Utopie der Socialdemokratie und das Ende der Cultur sei — diese Binsenweisheit, die jetzt nicht von den Bierbänken, sondern von allen Zeitungsblättern erschallt, diese Binsenweisheit, kommt sie nicht einen Augenblick zu der Frage, ob dies alles, was ihr so zum Ueberdruß klar ist, dem Reichskanzler verschlossene und seiner Intelligenz unabhare Dinge sind?

Es kostet Ueberwindung, etwas von jenen Einsichten auch nur zu berühren, welche den Ernst und die Tiefe der Probleme zeigen, die der Kanzler mit seinem unererschöpflichen Pflichtgefühl, seinem erstaunlichen Muth, seinem sichern Blick und seinem gewaltigen Griff jetzt in die Hand genommen hat. Die Binsenweisheit wird ja doch nur spotten. Denn — dies mögen die Wohlmeinenden sich merken, die sich beklagen, daß der Kanzler nicht durch bessere Belehrung über seine Absichten sein Volk an sich ziehe, anstatt es über den Kopf desselben hinweg von Erfolg zu Erfolg zu führen — die praktischen Wahrheiten haben nicht die Eigenschaft, bevor sie die Wirklichkeit besiegt haben und beherrschen, jedem Auge erkennbar zu sein und wie das Feuer des Diamanten die gemeinen Steine zu überstrahlen. Wenn dies der Fall wäre, so wäre nicht so viel Noth in der Welt um den Sieg der Vernunft. Die praktische Weisheit, so lange sie nur Theorie ist, sieht für die Narren aus wie die Alltagsweisheit, und jeder triviale Mund wirft ihr einen Einwand entgegen, mit dem er sie todtgeschlagen zu haben meint. Darum ist Fürst Bismarck kein Pädagog, ein Kranz, den ihm treffliche Leute zu andern Kränzen aufsetzen möchten, kein publicistischer und parlamentarischer Pädagog, weil er es nicht sein darf, wenn er es auch sein könnte. Der Pädagog streut Samen, der Held bricht die Früchte aus den Gärten der Hesperiden oder aus den Dornen der Wildniß. Den Samen, welchen der Pädagog streut, kann der Held nicht erwarten, wenn er nicht schon Frucht, wenn auch verlorene Frucht ist. Der Beruf des Helden ist, die verlorene Weisheit in die Herrschaft einzusetzen und die Frucht der Weisheit da zu erkennen, wo der Alltagsverstand sie nicht sieht.

Blut und Eisen war kein neugefundenes Mittel entdeckender Weisheit. Entscheidend war nur die Einsicht: hier gehört es her, hier kann nur dies,

nichts anders helfen. Es wird mit den socialen Heilmitteln des Kanzlers nicht anders sein.

Die sociale Frage — wie viele Köpfe haben sich an der bloßen Definition des Problems gemüht, weil die Definition allerdings die Diagnose wäre! Wie immer in solchen Fällen, hat man auch den Weg eingeschlagen, das Problem zu leugnen, indem man es in eine Reihe von Problemen auflöst. Dem möchten wir zustimmen, aber nur im historischen, nicht im technischen Sinne. Wir meinen: das Deficit, aus welchem in den Gesellschaftsformen verschiedener Perioden die sociale Disharmonie entspringt, ist ein verschiedenes. In der modernen Culturepoche aber ist es ein einheitliches, gleichartiges, und alle technischen Arbeiten zur Hebung desselben müssen sich an ein und dieselbe Quelle wenden. Von allen genetischen Erklärungen der socialen Disharmonie in unsrer Epoche hat bei weitem die zutreffendste der geistreiche Leroy-Beaulieu gegeben, in dem Uebergewicht der industriellen Productionstechnik über die landwirthschaftliche. Das Mißverhältniß wird auch nicht durch die Erfindungen ausgeglichen werden, auf die einige Leute warten und die Getreide und Fleisch so producirt machen sollen wie Strümpfe, Papier und dergleichen: eine Welt, vor der es einem Angst werden könnte. Dem Mißverhältniß, welches Leroy-Beaulieu entdeckt hat, liegt vielmehr ein tieferes zu Grunde, vielleicht die eigentliche Wurzel der socialen Frage in unsrer Zeit. Es besteht ein Mißverhältniß zwischen der materiellen Kultur und der moralischen, zwischen den materiellen und moralischen Herrschaftsmitteln. Das Deficit liegt auf seiten der moralischen Kraft, aber nicht weil ihre Quelle erschöpft ist, sondern weil ihre Anwendung den Forderungen des Zeitalters nicht entspricht. Die Pessimisten meinen, die Quelle selbst sei am Versiegen; die Sittenprediger pumpen mit untauglichen Werkzeugen an der Quelle, und die Pharisäer wollen sie gar mit dem Schmutz todtler Ueberlieferung zum Fließen bringen. Darum kann es sich bei ernsthaften Reformplänen nicht handeln, den Imperativ, welchen der Wandsbecker Bote an „uns“ richtete, an die Arbeiter zu richten: „Wollt nur besser werden, gleich wirds besser sein.“ Es handelt sich bei der socialen Frage um Ersatz des moralischen Deficits durch Organisation der moralischen Kraft. Die Quelle ist noch da, aber man muß ihr neue Röhren legen, und wenn sie erst kräftig darin sprudelt, dann allerdings wird man auch die Quelle reinigen müssen; aber das ist das Ende, nicht der Anfang. Bis man zu einem wirksamen System von Röhren gelangt, muß man ein Rohr nach dem andern legen. Es gilt die schmalen Gänge zu erweitern, es gilt zu verhüten, daß der mühsam durchsickernde Quell tropfenweise unfruchtbar verzettelt werde. Jetzt wird moralische Kraft verzettelt und in Folge deren wirthschaftliche Kraft. Das moralische Deficit bewirkt ein wirthschaftliches, materielles Deficit.

Der Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes ist der erste meisterhafte Versuch, der moralischen Kraft ein neues Rohr zu legen. Nicht in rabulistischen Grenzboten III. 1881.

Processen schöner Hartherzigkeit mit verzweifelnder Täuschung, wie bei dem Haftpflichtgesetz, soll die moralische Kraft, die man entbinden will, getödtet werden, sondern sie soll indirect reichlicher fließend gemacht werden. Die Entschädigungspflicht der Unternehmer soll den guten Willen derselben zur Vorsichtstechnik anspornen; die rückgezahlten Prämien an die Arbeiter unfallfreier Fabriken sollen die genossenschaftliche Disciplin erwecken, anstatt die gegenseitige Unterstützung im Betrug zur Schädigung eines feindlichen Unternehmers. Das letztere Mittel ist in dem Entwurf allerdings erst mangelhaft zum Ausdruck gelangt, aus Rücksicht auf die Socialismusfurcht der Gesetzgeber. Aber man wird die Scheu vor dieser Furcht verlernen müssen und bald verlernen.

So wie die staatliche Armenpflege ein nicht geopferter Rest der Humanität, d. h. des öffentlichen Pflichtgefühls im deutschen Staatsrecht ist, so thut das Unfallversicherungsgesetz den nächsten Schritt, anzuerkennen, daß es eine Gesellschaftsklasse giebt, welche der Gesellschaft für ihren Organismus nicht unentbehrlich ist und gegen welche sie doch seither ihre Pflicht nicht erfüllt hat. Die Gesellschaft lockt Menschen zur Familiengründung an, indem sie zuläßt, daß ihnen der Lebensunterhalt des Tages angeboten wird, und läßt zu, daß mit der jeden Tag möglichen Verzögerung dieses Unterhalts, mit der Unmöglichkeit, aus demselben der Zukunft vorzusorgen, solche Familien inmitten der Gesellschaften in die Wildniß des Lasters und Elends gestoßen werden. Dieser Klasse wenigstens muß der Staat oder die ganze Gesellschaft beispringen, nicht die Unternehmer allein, denen diese Klasse zunächst unentbehrlich ist. Diese Frage mag übrigens noch weiter geprüft werden, nur muß die Unmöglichkeit anerkannt werden, dieser Klasse für ihre eigene Zukunft oder ein bestimmtes Schicksal in derselben etwas abzuverlangen.

Wie steht es nun mit dem Plane der Altersversorgung? Betreten wir mit demselben nicht sogleich ein unübersehbares Gebiet? Wir werden es übersehbar machen, indem wir es theilen. Die Altersversorgung kann nur stattfinden innerhalb bestimmter organischer Verbände, sie kann nur stattfinden unter Erfüllung der corporativen Disciplin dieser Verbände, einer Disciplin, der wiederum nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Unternehmer unterworfen sein müssen. Wenn die Unternehmer zur Altersversorgung gemeinsam mit den Arbeitern, abgesehen von jener von der Eigenhilfe zu befreienden Klasse, beitragen sollen, so muß die Willkür des Arbeitscontracts auf beiden Seiten beschränkt werden. Der Arbeiter, für dessen Alter er selbst und sein Arbeitsherr Leistungen gesammelt haben, ist nicht mehr das Marktobject, die Waare des heutigen, dem Ungefähr wie das Sandhäuſchen dem Wüstensturm preisgegebenen Proletariats. Der Plan der Altersversorgung hat zur ersten Voraussetzung die Legung der Grundsteine eines neuen Rechts zwischen Arbeiter und Arbeitsherrn, wie zwischen den Arbeitern untereinander. Aber — auch das wollen wir nicht verschweigen — die Belastung der Unternehmungen mit neuen Pflichten setzt auch der Unter-

nehmungswillkür gewisse Schranken, bedingt auch ein neues Verhältniß der Wirtschaftspolitik zu den Unternehmungen. Darum, so vermuthen wir, hat Fürst Bismarck den Volkswirtschaftsrath herbeigezogen, weil solche Reformen nicht möglich sind, ohne Schritt für Schritt die Nächstbetheiligten zuzuziehen, zu gewinnen oder moralisch zu nöthigen. Der Liberalismus, der nicht in die Tiefe der Zeitaufgaben, sondern nur auf sein Idol der Parlamentsherrschaft blickt, kann freilich in dem Volkswirtschaftsrath nur ein Mittel sehen, dieser Herrschaft weitem Abbruch zu thun.

Wir halten inne. Was wir gesagt, ist genug, um neue Fluthen wohlfeilen Spottes auf die Arbeiten zu ziehen, welche jetzt den Kanzler und die von ihm zugezogenen Gehilfen beschäftigen. Es ist auch genug, den „ernstlich denkenden, die (nach Goethes Aussage) gegen das Publikum einen schweren Stand haben,“ einen Fingerzeig zu geben. Doch gewahren wir, daß wir unserer Ueberschrift nicht genügt haben. Wir haben eine Andeutung über den wahren Socialismus gegeben, sind aber nicht dazu gelangt, vom falschen Socialismus zu sprechen. Dies sei dem nächsten Briefe vorbehalten.



Literatur.

Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten im 15. und 16. Jahrhundert. Von Dr. Arthur Kleinschmidt, Dozenten der Geschichte an der Universität Heidelberg. Rassel, Theodor Kay, 1881.

Eine neue, auf eingehender Forschung beruhende und zugleich für einen größern Leserkreis bestimmte Darstellung der Blütezeit der deutschen Städte im Mittelalter, zumal Augsburgs und Nürnbergs, ist ein Bedürfniß, das wir in der That mit dem Verfasser des vorliegenden Buches empfinden. Wenn er aber wünscht, daß es seinem Werke beschieden sein möge, diese Lücke in der Geschichtschreibung auszufüllen, so können wir ihm nicht zustimmen. Was er bietet, macht den Eindruck einer flüchtigen Compilation. Die Entwicklung der deutschen Städteverfassung ist nicht genügend behandelt, des gewerblichen und des künstlerischen Lebens nur oberflächlich gedacht, während Agnes Bernauer, Clara Tett, Jacobine Jung, Philippine Welsler unverhältnißmäßig viel Raum in Anspruch nehmen. Am besten ist noch der fünfte Abschnitt über die Fugger und die Welsler. Ebenfowenig wie die Sache befriedigt aber auch die Darstellung. Sie ist zusammenhangslos und wenig übersichtlich, der Stil schwerfällig und durch das Hässchen nach gewähltem Ausdruck reich an Phrasen von zweifelhafter Schönheit.